

## *Astrid will arbeiten*

*Astrid ist Sexarbeiterin. Sie hat sich auf auf pflegebedürftige Menschen spezialisiert. Tabu, Stigma und restriktive Gesetze erschweren ihre Arbeit.*

Ein schwüler Sommertag im Juli. Obwohl es in der Nacht zuvor geregnet hat, steht die heiße Luft in der zwei Zimmer Neubauwohnung in Wien. Vor dem Kunden müsse sie nochmal duschen, sagt Astrid. Sie trägt ein knielanges, Kleid in strahlendem Blau. Barfuß steht sie auf dem Wohnzimmerteppich. Ihr Blick wandert durch den Raum, auf der Suche nach Utensilien, die sie für ihren Termin braucht und bleibt an der grauen Wohnlandschaft hängen. Darauf liegen Kondome, ein Leintuch, ihr Vibrator, Kaugummis, Reinigungstücher, Plastikhandschuhe. Ein Rechnungsblock, eine grüne Karte, die ihre Gesundheit bezeugt und eine blaue, die ihre polizeiliche Registrierung dokumentiert. Ein Covid-Test und ihr Impfzertifikat. Sie packt alles in einen schwarzen Lederbeutel, in ihre »Hurentasche«.

Auf den Bildern an den Wänden hinter ihr lacht Astrid mit Freundinnen und Familie. Sie zeigen die alte Astrid, die Bilanzbuchhalterin aus Wien, die ausgeglichene Zahlen liebte und den inneren Frieden, den die schwarze Null unter dem Strich in ihr auslöste. Die ihren Job sehr gut machte, die es liebte ihren Kunden das österreichische Steuersystem zu erklären, die freiwillig Weiterbildungen besuchte, 17 Jahre lang. Die dann drei Jahre unter dem immer gleichen Alltag litt, der nur vor sich hin sickerte. Jene Frau, Ende 30, die kurz vor einem Burnout stand, das sich langsam angeschlichen hatte und irgendwann so nah und bedrohlich war, dass sie nicht mehr weitermachen konnte.

Andere Bilder zeigen die Frau, die ihren Job kündigte. Die sich überlegte, was sie mit ihrem Leben anfangen wollte »Irgendwas soziales, irgendwas mit Sex.« Zwei Jahre ist das nun her, da war sie 41 Jahre alt. Astrid machte eine Ausbildung zur Sexualbegleiterin. Seither ist sie ihre eigene Chefin. Als neue Selbstständige bietet sie ihre sexuellen Dienstleistungen für alle Menschen an, die ihre Sexualität nicht oder nicht mehr so leben können, wie sie wollen: pflegebedürftige Menschen ganz Österreich. Sie hilft ihnen beim Masturbieren, massiert und kuschelt, spricht oder schläft mit ihnen. Kundinnen und Kunden, die keine sexuellen Erfahrungen haben, könnten mit ihr auch mal »am Subjekt« üben, sagt sie. Ganz ohne Druck.

Astrid ist Sexarbeiterin. Ihre Arbeit bringt sie dorthin, wo man Sexarbeit erstmal nicht erwartet: in Einrichtungen für Menschen mit Behinderungen, Altersheime, in betreute Einzelwohnungen oder WGs. Für viele ihrer Kunden ist sie die einzige Möglichkeit Sexualität selbstbestimmt zu leben. Die Nachfrage ist hoch, doch Scham und restriktive Gesetze erschweren ihre Arbeit. In Österreich ist ihre Arbeit in vielen Bundesländern praktisch verboten. Das ist auch für den Pflegebereich ein Problem.

Das iPhone vibriert im Dreivierteltakt. Ihr Kunde bestätigt den Termin, er sagt, er freue sich sehr. Astrid hatte auf den Anruf gewartet, eher nervös als freudig: »Meine Klientel vergisst auch mal Termine.« Sie lacht erleichtert, in zwei Stunden soll sie bei ihm sein. Sie zieht an der silbernen E-Zigarette, geschmacksneutral, nur für's Nikotin. Ungeschminkt steht sie in ihrem Wohnzimmer. In ihrem Schminkebeutel liegen Mascara, Lidschatten, Lippenstift, die sie nur auftragen würde, wenn ein Kunde oder eine Kundin es wünscht. Sie wirft noch einen Blick auf das iPhone, ihr Arbeitstelefon. Astrid sagt, Berufliches und Privates müsse man trennen. Dann macht sie sich auf den Weg.

Im Park der Seniorinnenresidenz in einem Wiener Randbezirk säumen Eichen und Fichten die Promenade. Beim Portier nennt Astrid kurz den Namen ihres Kunden und fährt mit dem Aufzug in den zweiten Stock, geht durch den schmucklosen Gang zu seinem Zimmer. Ihr heutiger Kunde ist über 80 Jahre alt, sie besucht ihn hier rund einmal die Woche. Er sei ihr sympathisch, sagt sie, manchmal etwas verwirrt und wohlhabend. Astrid erfüllt ihm eine Stunde lang seine Wünsche. »Halt das, was ich im Angebot habe.« 150 Euro zahlt er dafür. Jede weitere halbe Stunde würde 60 Euro kosten.

Ein anderer Kunde wohnt in einer betreuten WG für Menschen mit Behinderung. Er ist Mitte Dreißig und lebt mit einer intellektuellen Behinderung. Astrid war seine zweite Partnerin, auch die erste hatte er bezahlt. Sie besucht ihn seither einmal pro Woche, seine gesetzliche Vormünderin hat das Budget dafür genehmigt. Wieder ein anderer Kunde sitzt im Rollstuhl, Mitte Sechzig. Er bucht Astrid nur einmal im Monat persönlich, drei mal die Woche haben sie eine halbe Stunde Telefonsex.

Die Nachfrage ist hoch, fast täglich bekommt Astrid Anfragen. Für ihre Arbeit brauche es auf mehreren Ebenen viel Verständnis und Offenheit, denn ihre Kundinnen sind meist von einem System abhängig, von Angehörigen, Erwachsenenschutzvertreterinnen und Pflegepersonal und Heimstrukturen. Deshalb bietet Astrid kostenlose Vorgespräche nicht nur für Kunden an, sondern auch für deren Umfeld. “Worauf muss ich achten?” Epilepsie? Schmerzen? Katheter? Sauerstoffschläuche? Astrid fragt nach Vorlieben, Grenzen und Wünschen. Am Schluss stellt sie Regeln auf: duschen, ein sauberes Bett in einem ruhiger Raum, ein festgelegter Preis.

Wenn sie mit Eltern oder Enkeln, Betreuerinnen oder Erwachsenenschutzvertretern spricht, fragt Astrid, was der Grund war, sie zu kontaktieren. Oft deshalb, weil der Kunde im Alltag Grenzen überschritten hatte.

Nicht überall sei sie willkommen, sagt Astrid, nicht überall passen die äußerlichen Umstände. Auf Bettenstationen, in Mehrbettzimmern oder in kleinen Heimen, wo es kaum Anonymität gibt, sei es schwierig. Manchmal sei ein Besuch auch nicht möglich, da die Menschen keinen Rückzugsort hätten, manchmal sogar illegal.

Mitte Juli, in einem kleinen Stadthotel in St. Pölten, bricht Astrid das Gesetz. Ein Kunde hat ein Zimmer in einem Hotel gemietet, in seinem Pflegeheim ist ein Besuch von Astrid verboten. Erst kurz vor dem Termin schaut Astrid in Google Maps nach, wo das Hotel liegt, die Kaserne in der Nähe sticht ihr ins Auge. Das Hotel liegt in einer Schutzzone. In den meisten Bundesländern ist Sexarbeit im Umkreis von 250 Metern von Kindergärten oder Krankenhäusern, eine Kirche oder Schulen, Kasernen oder Pflegeheimen verboten. Sie rief bei der niederösterreichischen Landesregierung an, schilderte, dass viele ihrer Kunden eine starke Behinderung hätten, oder nicht mehr mobil seien. Ein staatsbediensteter Jurist antwortete: “Wird doch eh kaum kontrolliert.”

Auf eine solche Straffreiheit wollte sich Astrid nicht verlassen. Sie arbeitet im ganzen Land, muss sich mit den unterschiedlichen Landesgesetzen auskennen. In Vorarlberg ist Sexarbeit praktisch verboten. Dort ist sie nur in Bordellen erlaubt, bisher hat das Land aber kein einziges genehmigt. In Salzburg wiederum dürfen schwangere Sexarbeiterinnen nicht arbeiten, in Wien darf

zwar öffentlich angebahnt werden, aber nur in abgesteckten Zonen, außerhalb der Innenstadt. Astrid sagt: "Es ist kompliziert."

Vor ihr liegt eine bunte Tabelle, die sie immer dabei hat, um den Überblick zu behalten. Auch wo sie Menschen in Pflege- oder Altenheimen besuchen darf, variiert von Bundesland zu Bundesland. In Wien, Oberösterreich und der Steiermark geht das problemlos. Anders in Kärnten, Tirol oder Salzburg, wo Hausbesuche generell verboten sind. Im Burgenland oder Niederösterreich sind zwar Hausbesuche von Sexarbeiter:innen erlaubt, aber nicht in Wohnungen in Altenheimen oder Pflegeeinrichtungen. Die meisten ihrer Kunden können ihr Bett oder Zuhause nur selten verlassen, sagt Astrid. Ein Besuch in einem Laufhaus, Studio oder Hotel ist oft nicht möglich. Sie bekomme viele Anfragen aus Bundesländern, in denen ihre Arbeit verboten ist, sagt Astrid. Diese habe sie anfangs rigoros abgelehnt, inzwischen sei sie lockerer geworden.

Wenn Betreuerinnen in Pflegeeinrichtungen Bedürfnisse erkennen und ihre Klientinnen zu Laufhäusern oder Studios fahren wollen, bewegen auch sie sich in einem rechtlichen Graubereich. Im Falle von Demenz oder intellektueller Behinderung ist eine klare Willensäußerung nicht immer eindeutig, Pflegekräfte könnten in manchen Fällen in Gefahr laufen ihre Autorität zu missbrauchen und sich der Kuppelei strafbar zu machen. Astrid sagt, den Menschen werde ihre Sexualität mit dem Einzug in eine Pflegeeinrichtung abgesprochen: »Die Gesetzgebung ist absurd.«

Die vielen Verbote und die Tabuisierung, seien auch für den Pflegebereich ein Problem, sagt Birgit Filzer. Sie arbeitet seit über zwanzig Jahren im Pflegebereich, leitet die Station 4 im Seniorenheim Wörgl. Filzer kämpft für einen offenen Umgang. Oftmals würden Menschen mit dem Einzug in eine Pflegeeinrichtung zu asexuellen Wesen erklärt. Filzer sagt: »Sexualität endet nicht mit Pflegebedürftigkeit.«

Im Jahr 2002 stellte die Weltgesundheitsorganisation (WHO) fest: »Sexuelle Gesundheit ist untrennbar mit Gesundheit insgesamt, mit Wohlbefinden und Lebensqualität verbunden.« Im Bericht »Sexual Health for the Millennium« heißt es, dass sexuelle Gesundheit als zentrale Strategie für das Erreichen der Millenniumsentwicklungsziele zu fördern sei. Die deutsche Psychologin Kirsten von Sydow belegt seit den 90er Jahren in Studien, dass sich die Möglichkeit zu

selbstbestimmtem Sex positiv auf die Gesundheit von Pflegebedürftigen auswirken kann. Und für viele Menschen sind sexuelle Dienstleistungen von Menschen wie Astrid die einzige Möglichkeit ihre Sexualität zu leben, wenn körperliche, psychische oder intellektuelle Einschränkungen die Suche nach Partnerin oder Partner unmöglich machen.

Dass Sexualität in der Pflege auch heute ein großes Tabuthema ist, sagt Filzer, zeige auch die hohe Rate an sexualisierter Gewalt im Pflegebereich. Grenzüberschreitungen von Klienten gehören für viele Pflegende zum beruflichen Alltag, heißt es in einer Studie der Berufsgenossenschaft für Gesundheitsdienste und Wohlfahrtspflege in Hamburg. Von den befragten Personen berichten 94 Prozent über verbale und 70 Prozent über körperliche Gewalterlebnisse. In der Altenpflege gaben 18 Prozent an, bei der Arbeit sexuell belästigt worden zu sein. In Deutschland wären das 126.000 Personen, allein in der Altenpflege. In einer Studie aus Österreich gaben 78 Prozent der Pflegekräfte an, Gewalt erfahren haben, ein Teil davon fällt auf sexualisierte Gewalt zurück.

Vermeintliches Flirten, Erektionen unter der Dusche, Berührungen bei der Intimpflege. Pflegekräften falle es oft schwer über solche Erfahrungen zu sprechen. Filzer sagt »Es ist immer noch oft ein Tabuthema.« Oft werde es als Teil des Jobs gesehen. Mit drastischen Folgen: Depressionen, Ängste, Burn-outs sind im Pflegebereich weit verbreitet. Hohe Verantwortung, psychische Belastung und schlechte Bezahlung. 65 Prozent der österreichischen Pflegekräfte halten es laut einer Studie des SORA Instituts für unwahrscheinlich, dass sie den Beruf bis zu ihrer Pension ausüben können.

Eigentlich wäre es ganz einfach, sagt Filzer. Die Pflege müsse mit ihrem Gedankengut offener werden: »Wenn wir Sexualität in ihrer Vielfalt einfach zulassen, dann wäre das ein großer Schritt.« Nur dann könne sich auch die Situation der Pflegekräfte verbessern. Dafür bräuchte es aber auch Sexualkonzepte und einen größeren Fokus auf das Thema in der Ausbildung. Filzer sagt: »Es ist immer noch so ein schambehaftetes Thema.« Bis es soweit ist, wendet sie eigene Strategien an, um den Bewohnerinnen ihrer Einrichtung zu helfen, Sexualität zu leben. Sie geht offen mit dem Thema um. Das sei das wichtigste, sagt sie. Mal brauche wer ein Magazin, mal kleine Sexfilme. Oft sei es nur Nähe und Berührung, manchmal aber auch eine sexuelle Dienstleistung.

Bei Übergriffen ginge es aber meist nicht vorrangig um Sex, sagt Filzer, sondern um Macht. Eine Person, die früher vielleicht sehr erfolgreich und mächtig war, versuche durch sexuelle Bemerkungen und Übergriffe Machtgefälle auszugleichen, sagt sie. "Er sitzt vor dir, trägt vielleicht eine Inkontinenzeinlage und ist abhängig von dir." Wenn man mit diesem Machtgefälle würdevoll und verständnisvoll umgehe, die Bedürfnisse die dahinter liegen erkenne und offen darüber sprechen könnte, dann könne man viel abfangen.

Doch in Wohngruppen und Pflegeheimen für Menschen mit Behinderung gibt es nur selten ausgearbeitete Konzepte für selbstbestimmte Sexualität.

Rückzugsorte, obligatorisches Anklopfen vor dem Betreten eines Zimmers oder Sexualaufklärung für Bewohnerinnen und Betreuerinnen, sind auch heute noch kein fester Bestandteil eines jeden Wohnkonzeptes, der Handlungsspielraum und die Selbstbestimmtheit der Menschen wird beschränkt. Statt Bedürfnisse zu erkennen würde auch heute noch viel zu oft medikamentös behandelt, sagt Filzer: »Das Unterdrücken von Bedürfnissen führt zu Aggressionen.«

Astrid sagt, als Sexarbeiterin könne sie das Bindeglied, das fehlende Puzzlestück sein, zwischen den ungelebten, ignorierten, tabuisierten Bedürfnissen von Menschen im Pflegekontext und der Sexualisierung von Pflegehandlungen. Damit Sexualität mit ihr gelebt werden könne, müssten zuerst einmal sexuelle Bedürfnisse erkannt und benannt werden, ein offener und aufgeklärter Umgang mit der Sexualität von Menschen im Pflegekontext geschaffen werden.

Mit vierzig Jahren hatte sie so etwas wie ein Coming Out, sagt Astrid. Ihre Freunde finden es spannend, ihr Vater ignoriert es, ihre Mutter schämt sich. Aber sie schämt sich nicht, sagt sie. Im Gegenteil. Sie mag ihre neue Arbeit, das erfüllende, das Aufregende daran, das Unangenehme, Peinliche, Politische. Irgendwie alles. Nur den ständigen Kampf gegen Stigma und Scham, auf den könnte sie verzichten. Wie anstrengend der sei, das hatte sie unterschätzt.

Ihre Arbeit bricht mit einem doppelten Tabu: Sex in Pflegeeinrichtungen und Sex für Geld. Das erste wird auch heute noch selten besprochen, das zweite spaltet seit Jahrzehnten auch feministische Diskurse, die Diskussion kippt meist ins Moralische. Auf der einen Seite stehen abolitionistische und prohibitionistische Strömungen, auf der anderen jene, die Sexarbeit

entstigmatisieren und Arbeitsrechte stärken wollen. In Europa sind es vor allem Vertreterinnen des nordischen Modells, die ein Verbot fordern. Im deutschsprachigen Raum ist Alice Schwarzer ihr wohl bekanntestes Gesicht. In diesem Modell werden Freier bestraft, die Sexarbeit selbst ist legal. Dieses Sexkaufverbot wurde 1998 in Schweden eingeführt. Norwegen, Island, Irland und Frankreich zogen nach. Helga Amesberger forscht zu Prostitutionspolitik in Wien. Sie schreibt, dass jene feministische Strömungen, die ein Verbot von Sexarbeit fordern, in jeder Form der Sexarbeit ein Abbild des Patriarchats sehen, eine Verletzung der Menschenwürde, einer Vergewaltigung gleich.

In Deutschland und Österreich wird seit Jahren über die Einführung des Modells diskutiert. Im Jahr 2014 verabschiedete auch die EU eine unverbindliche Empfehlung an die Mitgliedstaaten das Sexkaufverbot umzusetzen. Dagegen stellten sich über 500 NGOs und knapp hundert Wissenschaftlerinnen. Sie warnten vor einer solche Empfehlung. Ihr Argument: Mit einem Verbot verschwinde der Bedarf nicht. Das zeigen auch Erfahrungen aus Schweden. Stattdessen würde Sexarbeit in den Untergrund, auf den Schwarzmarkt gedrängt und schade damit jenen, die sie anbieten. Sie werden gesellschaftlich weniger akzeptiert, suchen sich in Notsituationen seltener Hilfe. »Ein Verbot würde Sexarbeit noch weiter in eine dunkle Ecke drängen.« sagt auch Astrid. Zwangsprostitution oder Menschenhandel könne damit nicht bekämpft werden. Im Gegenteil: »Kein Kunde würde mehr echte Daten angeben, dadurch verliere ich an Schutz.«

Astrid arbeitet gerne. Dreissig Stunden im Monat muss sie mit Kunden arbeiten, um gut leben zu können. Dann verdient sie 4500 Euro Brutto. Wäre sie nur etwas organisierter, sagt sie, wäre es ein wirklich gut bezahlter Job. Sie mag ihre Arbeit, doch Schwer ist das Emotionale. »Drei Termine am Tag sind schon viel zu viel.« Sie muss andauernd Grenzen setzen, Augenhöhe zu bewahren, nervige Kunden ertragen, Mitleid ausblenden.

Ende Juni in der Seniorinnenresidenz in dem Wiener Randbezirk. Diesmal hatte ihr Kunde nicht angerufen um den Termin zu bestätigen. Sie fährt trotzdem zu ihm. Der 80-Jährige hatte bei seinem letzten Termin eine Platte hören wollen, ein Klavierkonzert von **Chopin**. Sie hatten sich an den Händ gehalten und gestreichelt. »Für Wilderes war er zu schwach.« Sie klopft an seiner Tür. Er öffnet nicht mehr.